

Die »Völkerwanderung« – Gründe und Folgen spätantiker Wanderungen

Gespräch mit Walter Pohl

HISTORICUM: Die erste Frage bezieht sich auf die »Völker« der Völkerwanderung. Das herkömmliche Bild der Schulbücher (heute wird die Völkerwanderung in den Schulen vielleicht überhaupt kürzer behandelt) ist das Bild von klar bestimmten Völkern, die dahinziehen – es wandern immer gleich ganze Völker –, und dann passiert irgend etwas, meistens etwas Kriegerisches. Die Frage wäre jetzt, wie man das in ein realistisches Bild bringen kann. Die erste Frage daher: Was waren überhaupt diese »Völker«? Nach welchen Kriterien kann man sagen, diese und jene Leute bildeten ein Volk? Geht es um das gemeinsame Wohngebiet? Die gemeinsame Sprache? Oder ist es sinnvoller, eine institutionelle Definition (Recht oder Herrschaft) zu verwenden?

WALTER POHL: Eine große Frage. Tatsächlich werden in den zeitgenössischen Quellen – nicht nur in den erzählenden, sondern in vielerlei anderen Texten, die aus der Spätantike und dem Frühmittelalter überliefert sind – die Gruppen, die zuwandern und dann Reiche auf römischem Territorium gründen, alle nach ethnischen Kategorien zugeordnet. Das heißt, sie alle haben Völkernamen – *Goten, Vandalen, Franken, Langobarden*. Sie werden als *gentes* bezeichnet, also mit dem lateinischen Wort für »Völker« oder »Stämme«, in dem die gemeinsame Herkunft ausgedrückt ist. Das ist das Prinzip, nach dem sich, um es einmal vorsichtig zu sagen, die gebildeten Latein oder Griechisch sprechenden Zeitgenossen orientierten, wenn sie wahrnahmen, was da passiert ist. Daß diese wandernden Gruppen alle ethnisch bezeichnet werden, ist ja auch die Grundlage dafür, daß in der darauffolgenden Geschichtsschreibung bis in die allerjüngste Zeit eben von »Völkerwanderungen« gesprochen worden ist. Es ist so ein bestimmtes Bild entstanden, das sehr nachhaltig gewirkt hat. Dieses Bild ist auch nicht ganz falsch (das macht seine Korrektur so schwierig), aber es ist doch falsch genug, um den Versuch zu rechtfertigen, es zurechtzurücken. Damit werden

auch die gegenwärtigen Debatten um das richtige Verständnis der Zeit verständlicher. Die Probleme mit der herkömmlichen Erzählung von einer Völkerwanderung sind vielfältig. Erstens wanderten nie alle Mitglieder eines Volkes – zum Beispiel gibt es unter dem Namen »Goten« immer mehrere verschiedene Verbände, nicht nur Ost- und Westgoten, sondern auch Terwingen, Greutungen, Krimgoten, Kleingoten auf dem Balkan und andere. Zweitens wanderten kaum je ausschließlich Angehörige eines Volkes, sondern ab einer bestimmten Größe immer Wanderverbände: Mit den Vandalen zogen 406 Alanen und Sueben, mit den Ostgoten 488 Rugier, Alanen, Heruler, Sarmaten und andere, mit den Langobarden 568 Gepiden, Sueben, pannonische Provinzialen und vieles mehr. »*How many peoples are in a people*«, hat deshalb Herwig Wolfram jüngst einen Aufsatz betitelt.¹ Drittens geben diese Völkernamen nur teilweise tatsächliche ethnische Verhältnisse in der Zeit wieder. Teilweise schöpfen sie auch nur aus der langen Tradition der römischen und der griechischen Ethnographie; manchmal greifen die Autoren bewußt altertümliche Namen auf und wenden sie auf ein anderes Volk im selben Raum oder mit ähnlicher Lebensweise an, obwohl die eigentliche Information aus fünfhundert Jahre alten Chroniken und nicht aus zeitgenössischen Beobachtungen kommt. Die Römer neigten auch dazu, ethnographische Sammelbegriffe zu bilden, mit denen eine größere Gruppe nach ihrer Lebensweise eingeordnet werden sollte. Der erfolgreichste dieser Sammelnamen ist *Germanen*, der Name, der in der späteren Geschichtsschreibung am stärksten emotionell aufgeladen worden ist. Das ist aber auch der Name, bei dem wir am allerwenigsten feststellen können, daß irgend jemand sich selber überhaupt als »Germanen« empfunden oder beschrieben hätte. Das war nach allem, was wir nachvollziehen können, eine römische klassifizierende Fremdbezeichnung für Völker, die in der Germania leben, das heißt

grob gesprochen zwischen Rhein, Donau, Weichsel, Nord- und Ostsee.

Hier geht es also um die Ansässigkeit.

Ja, und wo das nicht ging, versuchte man (etwa Tacitus in der Germania) eine Zuordnung nach anderen Kriterien, zum Beispiel nach der Sprache oder nach der Lebensweise. Allerdings verschwindet der Germanenname in der Spätantike aus zeitgenössischen Berichten fast völlig. Das ist seltsamerweise in der Forschung sehr spät aufgefallen, daß in der Völkerwanderungszeit niemand mehr die Leute, die da wandern, »Germanen« nennt. Die Vorstellung, daß diese »Germanen« etwas gemeinsam haben, muß in dieser Zeit schon verschwunden sein. Schon früher wurden die Goten in Osteuropa nicht mehr den »Germanen« zugeordnet, sondern den Skythen, also den Steppenvölkern. Die Goten, so lieb und wert sie der neueren Geschichtsschreibung als »Germanen« geworden sind, gehörten also im Verständnis der Zeitgenossen zusammen mit den Hunnen oder den Sarmaten zur Großgruppe der »Skythen«. Das heißt, wir müssen uns vom Kernstück unserer Erzählung von der Völkerwanderung verabschieden, nämlich von der Vorstellung, daß es stolze »Germanen« und »germanische« Völker waren, die da wanderten.

Wann war jemand ein Gote? Wenn er die gotische Sprache sprach?

So einfach ist das im Verständnis der Zeitgenossen nicht, die Sprache ist nur ein mögliches Kriterium. Wir haben vor kurzer Zeit in Wien eine Tagung über Sprache und Identität abgehalten, bei der wir diese Dinge diskutiert haben.² Ein Ergebnis ist, daß für die Germanisten, also die Sprachwissenschaftler, dieser Begriff einer germanischen Sprache und die dadurch hergestellte Gemeinsamkeit natürlich weiterhin unersetzlich und sehr wichtig sind. In diesem (aber nur in diesem) Sinn ist der Begriff nicht verzichtbar.

Also nicht nur »Goten« und »Vandalen«, sondern doch auch »Germanen« wegen der Sprachverwandtschaft.



Die Sprachen sind jedenfalls miteinander verwandt. Man kann darüber streiten, wer wen noch verstand oder nicht mehr verstand, aber vermutlich war es doch so, daß man sich relativ weitreichend einigermaßen verständigen konnte.

Also ein Franke konnte mit einem Goten reden.

Er konnte sich wahrscheinlich irgendwie verständigen. Gewisse Mißverständnisse können in diesem Fall dadurch entstehen, daß die Männer- und Frauennamen in unterschiedlicher Weise auf *-a* und auf *-o* enden können. Aber das ist wie bei einer österreichischen *Nicola* oder *Andrea* und einem ita-

lienischen *Nicola* oder *Andrea*. Es gab sicherlich Dinge, die ein kulturelles Distanzbewußtsein erzeugten – die reden irgendwie unsere Sprache, aber auf eine falsche Art. Aber man versteht einander dennoch. Das ergibt also im pragmatischen Sinn eine Gemeinsamkeit, die sicher nicht zu unterschätzen ist und die ja auch erleichtert, daß die Leute dann eventuell von einem Volk ins andere wechseln konnten. Aber es ist doch interessant, auf wie wenige Zeugnisse aus dieser Zeit man trifft, die zeigen, daß die gemeinsame Sprache auch so etwas wie eine gemeinsame Identität, eine besondere Zusammengehörigkeit begründen würde.

Germanische Leibwache des Kaisers Theodosius. Theodosius-Missorium, 4. Jahrhundert. Silber. Real Academia de la Historia, Madrid. Bild: Visipix, HISTORICUM

Liegt es daran, daß die Quellen fehlen?

Wir haben natürlich aus dieser Zeit noch sehr wenige Selbstaussagen. Im 6. Jahrhundert schreibt Jordanes in seiner Geschichte der Goten über sich selbst, daß er gotischer Abstammung sei (seine Familie hatte offenbar alanische Hintergründe, also in moderner Terminologie nicht-germanisch), und er schreibt dann am Ende seiner Geschichte:

niemand soll glauben, daß ich als Angehöriger dieses Volkes etwas Positives über sie hinzugefügt habe. Jordanes lebte in Konstantinopel, war längst romanisiert und schrieb auf Latein. Der einzige längere Text, den wir aus der Völkerwanderungszeit in einer germanischen Sprache haben, ist ja die gotische Bibelübersetzung, und auf Gotisch gibt es noch einige kürzere Texte. Selbstausagen wie »Ich bin Franke«, »Ich bin Gote«, das hat man höchstens von Grabsteinen von römischen Soldaten fränkischer oder gotischer Herkunft.

Die das Konzept eventuell aus der römischen Umgebung übernommen haben.

Möglich. Ich würde aber trotzdem voraussetzen, daß Leute, die in den Quellen »Franken« oder »Goten« genannt werden, das im wesentlichen auch selber so gesehen haben werden, zumindest wenn sie sich auf römischem Reichsboden befanden, denn da sind die Kommunikationswege doch kurz. Zum Unterschied von »den Germanen« ist ja auch belegbar, daß Goten oder Franken gemeinsam handelten und mehr oder weniger abgrenzbare Verbände bildeten.

Kommen die Bezeichnungen von den Völkern selbst?

Sagen kann man, daß diese Völkernamen gut germanisch herleitbar sind, mit Ausnahme des Namens *Germanen* selber, bei dem man es überhaupt nicht weiß – da gibt es Hunderte Theorien und keine Lösung. Die Namen der einzelnen *gentes* erfüllen alle Bedingungen, als Selbstbezeichnungen klassifiziert zu werden. Aber die Frage war ja, was es bedeutete, Gote oder Franke zu sein. Wie wichtig diese Identitäten den einzelnen jeweils waren und was ihre Gemeinsamkeit begründete, war wohl unterschiedlich.

Das ist ja plausibel, daß man Leute, die eine Sprache sprechen, die »Gotisch« heißt, als »Goten« bezeichnet. Gibt es über die Sprache hinaus definierende Faktoren, die das betreffende Volk von den anderen »germanischen« Völkern abgrenzen? Also zum Beispiel rechtlich oder kulturell.

Ein Moment der Unterscheidung liegt schon im Volksnamen selber. Ethnizität ist ja nicht eine Qualität, die irgendeine Gruppe unauslöschlich hat, sondern ein System von Unterscheidungen, das erlaubt, zwischen verschiedenen Gruppen von Menschen in der Außensicht einigermaßen zu unterscheiden und sich in der Innensicht der einen oder der anderen Gruppe zuzuordnen. Im Prinzip ist unser bester Anhaltspunkt, für welche Gruppe in den Quellen der jeweilige Name verwendet wird und ob diese Gruppe einigermaßen kontinuierlich gemeinsam auftritt. Da kann man nicht immer davon ausgehen,



daß die Abgrenzung genau stimmt, aber man kann doch annehmen, daß tatsächlich eine Gemeinschaft vorhanden war, die sich zum Beispiel im wesentlichen als Goten verstand und als Goten angesehen wurde. Wie das mit den im weitesten Sinn kulturellen Kriterien aussieht, die so eine Zuordnung in der Außensicht ermöglichen oder in der Innensicht rechtfertigen können, ist offensichtlich relativ unterschiedlich. Wir finden in der soziologischen oder ethnographischen Fachliteratur lange Listen von möglichen Kriterien, die in gewissen Fällen zutreffen und in anderen Fällen nicht. Es gibt auch im Frühmittelalter für jedes Unterscheidungskriterium Beispiele und Gegenbeispiele. Zum Beispiel beim Kriterium Sprache: Es gab Völker, innerhalb derer mehrere Sprachen gesprochen werden, und es gab auf der anderen Seite mehrere Völker mit mehr oder weniger derselben Sprache.

Inwiefern waren das dann Völker?

Sie traten unter diesem Namen auf und bildeten in den meisten Fällen eine politische Einheit. Es gibt eben auch andere Kriterien, die im gegebenen Fall vielleicht wichtiger als die Sprache sind; etwa die Vorstellung von einer gemeinsamen Herkunft und einem gemeinsamen Schicksal. In der ersten Zeit der Völkerwanderung übten relativ kleine, geschlossene Völker – Goten, Franken, Vandalen – die Macht über eine breite, hauptsächlich romanische Bevölkerungsmehrheit aus. Sie hatten also eine privilegierte Stellung im jeweiligen Königreich inne, das zunehmend nach dem betreffenden Volk benannt wurde. Das drückte sich auch im Königstitel

aus: *rex Francorum* ist der König, der über die Franken als kleiner Gruppe herrscht, aber auch über den Großteil Galliens, eben über dasjenige Territorium, das die Franken beherrschen. Dazwischen wurde zuerst noch unterschieden, aber im Lauf der Jahrhunderte verschob sich das. Die herrschenden Franken übernahmen im Westen das gesprochene Spätlatein der Untertanen, und die Untertanen nahmen ihrerseits zunehmend den Namen oder die Identität der herrschenden Gruppe an. Das ist eine ganz grundlegende Veränderung – am Ende wird aus dem Reich der germanischen Franken das romanische Frankreich, während in Deutschland »Franken« zur Regionalbezeichnung wird. Zwischen 6. und 9. Jahrhundert bestand das Volk der Franken daher aus Menschen germanischer und romanischer Muttersprache, die oft beide Sprache beherrschten. Dieser Sprachwandel führte aber zu keiner Identitätskrise und wurde von den Zeitgenossen gar nicht besonders wahrgenommen. In der Übergangszeit gab es alle möglichen Abstufungen: Leute, die sich im engeren Sinn »echte Franken« nennen konnten, und Leute, die von diesen »echten Franken« auch als Franken akzeptiert wurden, aber nur bis zu einem gewissen Grad.

Das ist dann auch ein territoriales Prinzip? Die *patria*, die Heimat spielte sicherlich eine zunehmende Rolle. Parallel entwickelte sich nach dem Volksnamen die Landesbezeichnung »Francia«, ein Begriff, der aber zunächst meist auf den Kernraum, die *Île de France*, beschränkt blieb. Rasch entstand auch die Vorstellung von einer gemeinsamen

Links: Fragment eines Grabsteins aus weißem Marmor des Goten Arfried aus Konstantinopel, 5./6. Jahrhundert. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Bild: Wolfgang Sauber. – Rechts: Theoderich-Mausoleum, Ravenna, 6. Jahrhundert. Apostelnamen auf der Dachkuppel. Bild: HISTORICUM

Herkunft der Franken aus Troja. Der Glaube, so wie die Römer Nachkommen der Trojaner zu sein, erlaubte auch den romanischen Galliern, sich zugehörig zu fühlen, und verband die Herrschenden mit den Unterworfenen. Das ist natürlich nicht sehr »germanisch« gedacht, aber es ist auch ein Beweis dafür, wie wenig »germanisch« diese Franken damals gedacht haben. Ihnen war wichtiger, daß sie legitime Verwandte der Römer waren und vielleicht auch mit dem inzwischen als griechisch wahrgenommenen Römischen Reich, das heißt dem Byzantinischen Reich, in einer gewissen Konfrontation standen: die Griechen hatten ja Troja zerstört. Das heißt, dieses ethnische Merkmal, daß man an gemeinsame Herkunft glaubt – für mich ist das der Kern der Vorstellung von einem Volk oder einer ethnischen Gruppe –, das kann auch erworben werden, wenn schon nicht in der ersten Generation, dann doch in der zweiten oder dritten. Das läßt sich auch aus heutigen anthropologischen Feldforschungen belegen. Unsere sozialanthropologischen Kollegen in Wien, mit denen wir in einem Spezialforschungsbereich des FWF zusammenarbeiten und die über den Jemen forschen, können berichten, daß man im Jemen die Stammeszugehörigkeit, die dort noch eine große Rolle spielt, ganz einfach wechseln kann: Man geht dafür zum Notar, und dieser Notar sorgt auch gleich dafür, daß man eine neue Genealogie bekommt, die mit jener des restlichen Stammes übereinstimmt. Also auch die Herkunft kann sozusagen gewechselt werden.

Quasi eine Adoption.

Ja, genau. Und spätestens nach zwei Generationen ist natürlich vergessen, daß je ein Wandel stattgefunden hat, sondern man kann mit großer Überzeugung vertreten, daß die Vorfahren einst gemeinsam aus Troja gekommen sind. Diese Vorstellung von einer gemeinsamen Herkunft, aus der ein gemeinsames Schicksal, ein gemeinsames Handeln, auch gemeinsame Sprache und gemeinsames Recht abgeleitet werden kann, ist seit dem 5. Jahrhundert relativ gut bezeugt. In dieser Zeit beginnen auch die eigenen Rechtsaufzeichnungen der Goten und Burgunder. Of-



fensichtlich noch nicht so wichtig ist in der Völkerwanderungszeit das gemeinsame Siedlungsgebiet. Das ist auch verständlich, weil die neue Heimat noch nicht so verwurzelt sein kann ...

Und wann entsteht so ein territoriales Prinzip? Passiert es im rechtlichen Zusammenhang, als »Grenzen eines Reichs«?

Natürlich. Das kommt dann mit dem Begriff *patria*, früher oder später und stärker oder schwächer. In den westgotischen Quellen aus Spanien aus dem 7. Jahrhundert wird die Gemeinschaft geläufig als *gens Gothorum et patria* charakterisiert. Das meint im wesentlichen die hispanische Halbinsel, mit ein bißchen Südfrankreich dazu. Es kann also schon nach wenigen Generationen ein besonderer Bezug zu dieser *patria* entstehen.

Und diese *patria* ist dann wirklich ein Territorium.

Ein territoriales Gebiet mit klaren Grenzen. Es wird von »innerhalb der Grenzen der *patria*« oder vom »Überschreiten der Grenzen der *patria*« gesprochen. In einem ähnlichen Sinn wird *regnum* gebraucht. Dieser Begriff hat mehrere Aspekte: das Königreich ist sowohl das Amt, das der König ausübt, die Institution, die Verfaßtheit, als auch das Königreich im territorialen Sinn.

Zur Wanderungsbewegung selbst. Als Erklärungen, warum »die Germanen« wanderten, findet man Klimawandel, einen »Bevölkerungsdruck« durch Wanderung aus Asien (Hunnen), und dieser »Druck« setzt die »Germanen« in Bewegung. Es klingt nach Physik und Mechanik. Jetzt wäre die Frage: Wer wanderte überhaupt? Wie viele? Eher die

Männer? Warum? Wie ging das genau vor sich?

Die Wanderung

Es ist sehr unterschiedlich, wer wanderte, warum und wie weit man gewandert ist und in welcher Art das geschehen ist. Die Texte zeigen eine große Vielfalt dessen, was sich hinter den schönen bunten Pfeilen in den historischen Atlanten verbirgt. Nehmen wir zum Beispiel die gotische Wanderung, die in den Karten meistens in Skandinavien anfängt, was aber wohl nur ein Herkunftsmythos des 6. Jahrhunderts ist. Historisch nachvollziehbar ist eine Migration vom Norden des heutigen Polen an der Ostsee in die Steppen nördlich des Schwarzen Meeres, den Karpatenraum, dann den Balkan, Italien und Spanien, also in einer Abfolge großer Bewegungen. Eigentlich beschreibt aber jeder dieser Teilpfeile von einem Siedlungsgebiet ins nächste eine vollkommen andere Art von Wanderung. Da finden wir zuerst eine langsame, allmähliche Verlagerung des Siedlungsschwerpunktes über jeweils relativ kurze Distanzen von der unteren Weichsel in Richtung Schwarzes Meer, was nach Ausweis der archäologischen Befunde gut ein Jahrhundert dauert. Die Aufgabe der Ukraine erfolgte dann sehr rasch als ungeordnete Fluchtbewegung, weil 375 die Hunnen kamen. Das scheint ein Fall zu sein, in dem das herkömmliche Bild – die Hunnen kommen, und alle rennen davon – immer noch einigermaßen haltbar ist. Viele sind natürlich unter hunnischer Herrschaft nördlich der Donau geblieben. Aber es waren jedenfalls ge-



Links: Gotenzeitliches Armband, Bronze, 2. bis 3. Jahrhundert. Don-Dnjepr-Gebiet. Bild: Creative Commons – Rechts: ½ Siliqua des Odoaker, 477. Vorderseite: Portrait des Flavius Odoacer. Rückseite: Monogramm im Kranz. 0,82 Gramm. © Trustees of the British Museum

nug Flüchtlinge, um bald nach dem Übertritt über die Donau 378 bei Adrianopel ein großes römisches Heer unter Führung von Kaiser Valens bei Adrianopel zu vernichten. Dann wurden diese Goten unter Theodosius großteils als Foederatenarmeen, also eigentlich als eigene Söldnereinheiten im Dienst der römischen Armee angesiedelt. In der Folge waren viele der von ihnen unternommenen Züge tatsächlich mehr oder weniger militärische Unternehmungen, wobei man sich aber in dieser Zeit eine militärische Unternehmung nicht so vorstellen sollte, daß da nur Männer in schicken Uniformen herumgezogen wären. Dabei war auch ein unterschiedlich großer Anhang an Frauen, Sklaven, Dienern, Alten, Kindern und so weiter. Diese Heereszüge gingen dann durch Italien und bis nach Südfrankreich. Zunächst war die westgotische Ausbreitung nach Spanien eine militärische Expansion, die Ausdehnung eines Herrschaftsgebietes, auf die erst relativ spät eine tatsächliche gotische Siedlung folgte. Es gab also sehr viele unterschiedliche Formen von Wanderungen, die man voneinander unterscheiden muß.

Kann man sich diese erste Phase, die hundert Jahre dauert, so vorstellen, daß sich da halt eine Familie gelegentlich eine andere Wohnstätte sucht, die ein paar Kilometer entfernt ist? Also Wanderung als Häufung vieler unkoordinierter einzelner Bewegungen?

Klar, der Boden ist erschöpft, und man zieht eher in eine Richtung, in der nicht schon jemand anderer aus der eigenen Gruppe wohnt. Man zieht sozusagen immer vom bisherigen Siedlungsschwerpunkt weg. Inse-

gesamt ergibt das, wenn es viele machen, eine bestimmte Wanderungsrichtung.

Das ergibt dann in dieser ersten Phase eine stockende, sehr langsame Verlagerung einer Bevölkerung. Wenn dann später ein Heer marschiert (wenn auch mit Troß, Familie oder wie auch immer), ist das dann die übliche Geschwindigkeit eines antiken Heeres?

Dafür gibt es eine sehr detaillierte Beschreibung von den Ostgoten unter Theoderich in einem Fragment eines zeitgenössischen Geschichtswerkes. Da wird genau beschrieben, wie die Armee vorzieht und der Troß mit Wagen nachzieht, was ja, sobald man sich auf römischen Straßen bewegt, relativ leicht zu bewerkstelligen ist. Teilweise muß natürlich dann wieder gewartet werden, oder die Armee kehrt um, wenn Angriffe auf den Troß drohen. Das war also logistisch nicht leicht zu bewältigen und deshalb für diejenigen wesentlich leichter zu handhaben, die sich innerhalb des römischen Systems bewegen konnten und von irgendwo auch die Legitimation hatten, das zu tun. Bei rebellierenden Foederaten konnte man oft nicht so genau sagen, ab wann sie tatsächlich Rebellen waren oder wo sie nur ein bißchen Druck machten, um bessere Vertragsbedingungen zu bekommen – das geht ineinander über. Die regionalen römischen Funktionäre, die für die Versorgung des Heeres verantwortlich waren, waren da sehr vorsichtig, und wenn nichts Größeres passierte, sorgten sie weiter dafür, daß ein solches Heer versorgt wurde. Andererseits benahmen sich diese Heere zwar manchmal schlecht, um Druck zu machen (und manchmal kamen sie auch

ins Plündern), aber im wesentlichen versuchten sie nichts zu tun, womit sie tatsächlich riskiert hätten, daß man die Versorgung auf Dauer eingestellt hätte. Diese Versorgung, das war eine der großen Stärken der römischen Armee, funktionierte im ganzen Reichsgebiet im wesentlichen immer.

Und wie war da die Geschwindigkeit der Verlagerung? Zogen die fünfzig Kilometer weit und ließen sich dann wieder nieder? Auf die bunten Pfeile der Landkarten bezogen: Wie lange hat es gedauert, bis man diesen Pfeil durchgegangen ist?

Das hat schon gedauert. Letztlich mußte sich doch das Heer nach der Geschwindigkeit im Troß richten.

Aber es war schon ein kontinuierlicher Zug, auch wenn man manchmal zurückgegangen ist?

Sehr unterschiedlich. Es kam darauf an, wo man hin wollte. Solange die Ostgoten unter Theoderich in den siebziger und achtziger Jahren des 5. Jahrhunderts irgendwo in den Balkanprovinzen herumzogen, steckte kein großer Plan dahinter. In dem Augenblick, als sie von Kaiser Zenon in Konstantinopel den Auftrag erhielten, nach Italien zu ziehen und dort Odoaker zur Vernunft zu bringen, wurden größere Distanzen überwunden, weil es ein fernes Ziel gab. Doch auch der Zug von der unteren Donau nach Italien dauerte mit einer Überwinterung insgesamt über ein Jahr.

Gibt es jeweils ein klares Ziel – »Wir brauchen ein neues Siedlungsgebiet und ziehen dorthin«?

»Wir brauchen ein neues Siedlungsgebiet«, das war eher die Ausnahme, weil sehr viele dieser Bewegungen in ständiger Verhandlung mit römischen Autoritäten stattfanden, von denen man Zugeständnisse zu erreichen suchte. Die boten etwas an, das war nicht gut genug, man verlangte etwas anderes, man fing an, in die eine Richtung hinzuziehen, dann gab es doch wieder eine Einigung, und man ging wieder anderswo hin. Das läßt sich auch bei den Westgoten unter Alarich Anfang des 5. Jahrhunderts sehr gut beobachten, der relativ ziellos auf der italischen Halbinsel hin- und herzog und ständig darauf wartete, daß sich irgend etwas bewegte und es endlich einen Durchbruch bei den



Verhandlungen gab. Man hat ihm immer wieder die Karotte vor die Nase gehalten, aber er bekam sie nicht. Schließlich ließ er seine Goten 410 Rom plündern, aber nur drei Tage lang, um die Verhandlungsbasis nicht ganz zu zerstören. Angesiedelt wurden die Goten aber erst sechs Jahre später und ganz wo anders, im Südwesten Galliens, wo die regionalen Autoritäten entgegenkommen-der waren.

Und erfolgreich war man, wenn man ein Gebiet bekam? Oder was war ein Erfolg?

Armeekarriere oder Ansiedlung

Das war zunächst nicht vorrangig ein Gebiet. Erstens ging es um ein römisches Amt für den Anführer der Barbaren, und zwar ein römisches Amt, das hoch genug war, daß es eine gewisse Autonomie (de facto, nicht de jure) für den Amtsträger und seine Gruppe bedeutete. Zweitens ging es auch um ein garantiertes Einkommen zusätzlich zur laufenden Versorgung mit Nahrungsmitteln, also gewisse Jahrgelder, die dafür sorgten, daß man die Leute auskömmlich versorgen konnte. Drittens wurden die Truppen irgendwo stationiert, aber das konnte sich auch rasch wieder ändern.

Also das Ziel war nicht, sich ansiedeln und Ackerbau betreiben zu können.

Nein, nein. Das ist ein altes Stereotyp aus der Zeit der Romantik, das den Quellen flagrant widerspricht, zumindest bei den Gruppen, die später Reiche gegründet haben. Keine von denen hatte das Ziel, sich irgendwo hinzusetzen und den Boden zu bestellen, sondern man wollte sich Status und Privileg von

Soldaten im römischen Imperium verschaffen, was bedeutete, daß man mit allem Nötigen versorgt wurde.

Betrifft das jetzt nur die hervorgehobenen Führungspersonlichkeiten?

Nein, da geht es um die gesamte Armee. Das ist das, was die Quellen aus der Zeit des Ostgotenreiches in Italien unter Theoderich *libertas Gothorum*, die Freiheit der Goten, nennen. Diese Freiheit meint vor allem die Freiheit von körperlicher Arbeit und die Versorgung aus Steuermitteln, aus eigenem Besitz oder aus Nahrungsmittellieferungen der römischen Stellen.

Das heißt, die Wanderung, sobald man ins römische Reich kommt, verfolgt das Ziel einer Integration in den militärisch-bürokratischen Apparat.

Ja, richtig. Für diesen Apparat erfüllte man bestimmte Aufgaben oder sollte das jedenfalls tun und versprach es zumindest. Dafür bekam man Privilegien, die man im Ausgangsgebiet nicht hatte. Das ist auch die wesentliche Antwort auf die Frage, warum diese Leute wandern. Das ist gegenüber den älteren Theorien vermutlich weniger das, was man in der Migrationsforschung »Push-Faktoren« nennt (also das, was einen zwingt, die Heimat zu verlassen), sondern »Pull-Faktoren«, also attraktive Lebensmöglichkeiten, Chancen, die man sonst nicht bekommen hätte. Meistens ist es ja nicht entweder das eine oder das andere. Immer wieder spielten auch die Hunnen eine Rolle, die andere vertrieben haben – aber vor den Hunnen hätte man sich auch anderswo hin zurückziehen können als auf römisches Gebiet.

In der römischen Armee spielt doch die Ansiedlung der Veteranen nach Ende ihres Militärdienstes eine große Rolle. Gilt das für die germanischen Foederaten auch noch?

Das berührt einen Bereich, der in der Forschung seit zwanzig Jahren etwa äußerst umstritten ist. Die Frage dabei ist, wie genau die angesiedelten Barbaren versorgt werden. Es gibt die traditionelle Schule, die sagt, daß die Barbaren im wesentlichen sehr bald ihre eigenen Landgüter bekamen, aber nicht, um sie selber zu bestellen, sondern mit Hilfe von anderen Arbeitskräften – Sklaven, abhängigen Bauern, was auch immer –, die das für sie machten. Das kommt dem Status der römischen Oberschicht gleich. Und es gibt eine andere Theorie, die davon ausgeht, daß die Barbaren doch auf längere Zeit in Wirklichkeit aus römischen Steuermitteln, also direkt aus dem Budget finanziert worden sind, einen auskömmlichen Sold bekommen haben und in der Stadt in Garnison waren.

Lebenslang.

Ja. Aber irgendwann muß es von Option A (Steuer) zur Option B (Ansiedlung) übergegangen sein, denn im Frühmittelalter können wir feststellen, daß alle Heeresangehörigen ihre Landgüter haben. Und wir stellen auch fest, daß das Steuersystem zunehmend verfällt. Wenn man Steuern nicht erzwingt, dann funktioniert es nicht mehr, und das passiert im Lauf des 6., 7. Jahrhunderts. Letztlich ist also die Frage, wie lange die Staatskasse direkt für die Armee aufkommen kann und ab wann jeder Soldat auf seinem eigenen Besitz lebt.

Gilt diese militärische Karriere als Hauptele-



Links: Langobardische Goldblattkreuze aus Zanica, Bergamo. Museo Archeologico di Bergamo. Bild: wikimedia commons – Rechts: Cividale (Friaul), Tempietto longobardo: Palastkapelle, Mitte des 8. Jahrhunderts. Heiligen gestalten in Stuck. Bild: G. Pischel, Storia Universale dell'Arte, Bd. 1, Mondadori, Verona 1966

ment ihres Eindringens für alle diese Völkernschaften?

Das ist sicher so bei allen, die auf römischem Boden ihre Reiche gegründet haben, also bei Goten, Vandalen, Burgundern, Franken. Ein bißchen anders ist der Fall in England, da weiß man es auch nicht so genau. Da sind zwar vermutlich die Angeln und Sachsen zunächst von den Briten als Söldner und Hilfskräfte angeworben worden, aber die haben vermutlich relativ bald angefangen, sich das Land selber anzueignen und eventuell auch die Leute von dort zu vertreiben, was auf dem Kontinent offenbar kaum passiert ist; in Gallien, Spanien und Italien wurde die Landverteilung meist bürokratisch gelöst.

Da wäre jetzt die Frage: Wie viele waren das? War die römische Armee dann zu einem großen Teil eine Foederatenarmee? Und wie ließ sich das überhaupt finanzieren?

Bevölkerungszahlen

Es ging traditionellerweise der Großteil – Schätzungen gehen in die Richtung von zwei Dritteln des gesamten römischen Steueraufkommens – in die Armee. Das war also der bei weitem größte Ausgabenposten. Die Armee hatte, über das ganze Reich verteilt, eine Sollstärke von mehreren hunderttausend Mann. Das täuscht aber auch, denn, um wirklich eine Armee zu bilden, mit der man irgendwo hinmarschieren kann, waren

zwanzigtausend, vielleicht dreißigtausend Soldaten schon viel. Mehr war aus logistischen Gründen nicht möglich. Und viele dieser Hunderttausenden römischen Soldaten waren auch Grenztruppen, die relativ isoliert in kleinen Einheiten irgendwo an der Grenze herumsaßen und schlecht versorgt wurden. Was man aber innerhalb dieser regulären römischen Armee beachten muß, ist der Umstand, daß auch sie im Lauf des 4. Jahrhunderts zunehmend von Leuten barbarischer Herkunft getragen wurde. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, daß eine zunächst für alle befriedigende Lösung für das Problem eingeführt wurde, daß die Widerstände der Bewohner römischer Provinzen gegen ihre Rekrutierung zunahmen. Da ist offensichtlich die Bereitschaft, sich das anzutun, im Lauf der Zeit deutlich geringer geworden, was vielleicht auch damit zusammenhängt, daß statt interessanter Eroberungskriege mit reicher Beute zunehmend diverse Verteidigungsaufgaben auf dem Programm standen.

Das heißt, man war ganz froh, daß es diese Ankömmlinge gab, die das übernehmen.

Genau. Und irgendwann hat sich die offizielle Politik dem gestellt und hat die Möglichkeit geschaffen, anstelle der Ableistung des Militärdienstes eine Ersatzsteuer zu zahlen. Das heißt der römische Staat konnte diese Steuer nehmen und für einen Teil dieser zusätzlich eingenommenen Steuer ...

... Germanen kaufen ...

... billige Barbaren einkaufen.

Da gab es also jetzt ein paar hunderttausend Soldaten, bei einer Bevölkerung von vielleicht fünfzig Millionen ...

... das ist die gängige Schätzung – es würde mich aber nicht überraschen, wenn jetzt einer kommt und sagt, es sind 25 oder 75 Millionen ...

... und von diesen paar hunderttausend war irgendein Anteil barbarisch. Das heißt, insgesamt kann doch (auch wenn Familienangehörige dazukommen) nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung in diese Kategorie fallen. Also sicher weniger als eine Million.

Ja, klar. Die Soldaten machen vielleicht 1 Prozent der Reichsbevölkerung aus. Obwohl in der Spätantike das römische Reich sicher langsam mehr militarisiert wurde, als das vorher der Fall war, war es keine hochmilitarisierte Gesellschaft. Es war im Prinzip eine sehr effiziente Armee, die die längste Zeit auch relativ gut verwaltet war. Unmittelbar hat es auch offensichtlich gar nicht viel gemacht, daß ein zunehmender Prozentsatz dieser regulären römischen Armee Barbaren verschiedenster Herkunft waren. Auxiliareinheiten unterschiedlichster Herkunft hat es ja in der römischen Geschichte schon lange gegeben. Das waren ja Leute, die durchaus eine Identität als römische Heeresangehörige entwickeln konnten. Schwieriger wurde es dann, wenn man einfacher Weise nicht Einzelne oder kleine Gruppen anwarb, sondern gleich größere Gruppen von Barbaren unter ihren eigenen Anführern. Und ebenfalls problematisch wurde es, wenn zunehmend die allerhöchsten Kommandoebenen mit Offizieren barbarischer Herkunft besetzt wurden, die, wenn es darauf ankam, möglicherweise dann doch eine geringere Loyalität zum römischen Staat hatten. Der Aufstieg der Barbaren in die höchste Kommandoebene lag nicht zuletzt daran, daß die Kaiser die einflußreichen und teils ungeheuer vermögenden römischen Senatorenfamilien als gefährliche politische Konkurrenten von der Armee fernhalten wollten. Aber trotzdem hat auch diese römische Armee, die hauptsächlich aus Barbaren bestand, im



5. und 6. Jahrhundert vielfach durchaus für römische Interessen das Leben aufs Spiel gesetzt. Und der einzige wirkliche Putsch von Barbaren in der römischen Armee, der nachhaltig historisch gewirkt hat, war der Putsch von 476, bei dem Odoaker den letzten römischen Kaiser in Ravenna abgesetzt und sich selber zum Herrn Italiens gemacht hat. Das hat er als regulärer römischer Soldat in Italien gemacht. Aber dann gab es auch Gruppen, die noch ein bißchen größer waren, wie die Goten und die Vandalen, die nicht unbedingt über die Grenzen hereingerufen wurden, sondern die von selber kamen. Man hat sich durchaus bemüht die guten Seiten daran zu sehen – für 375 ist überliefert, wie viele Berater es dem Kaiser schmachhaft machen, daß da plötzlich so viele Goten über die Donau kommen, und sagen: Du wirst militä-

risch der erfolgreichste aller Kaiser sein, wenn dir jetzt so ein riesiges Heer zuwächst, ohne daß du dich darum bemühen mußt.

Sie haben gesagt, der Großteil der römischen Streitkräfte war dann barbarisch.

Barbarischer Herkunft, ja.

Das sind nun aber angesichts der gesamten Zahlen ja noch nicht so wahnsinnig viele Leute: Wie viele sind denn da zurückgeblieben? Wenn gotische Truppen oder gotische Soldaten in römische Dienste treten, blieben dann Goten zurück?

Damit muß man schon rechnen.

Es wanderte also nicht »das gotische Volk« insgesamt?

Nein. Bei allen Wanderungen blieb immer jemand zurück. Es gibt manchmal Beispiele, bei denen sogar gesagt wird, daß beim Aufbruch alles getan wurde, um das zu verhin-

dern. Zum Beispiel wurden, als die Langobarden 568 unter König Alboin aus unserem Raum (heutiges Ostösterreich und Westungarn) nach Italien abwanderten, vorher alle Häuser und Dörfer niedergebrannt, um die Versuchung, doch zurückzubleiben, möglichst gering zu halten.

In diesem Fall ist es also wirklich eine »Völkerwanderung«: Ein Volk wandert.

Alboin versuchte eine kritische Masse zusammenzubekommen, nicht nur seine Langobarden, sondern auch die Gepiden, die er gerade in einem blutigen Krieg geschlagen hatte, in dem er den König tötete und dessen Tochter heiratete. Er hat dann versucht, möglichst viele von den Gepiden auch zum Mitziehen zu bewegen. Und viele andere Bewohner Pannoniens mußten auch nach Italien mitkommen, oder sie wollten es vielleicht auch – das wird sehr unterschiedlich gewesen sein. Es ist archäologisch feststellbar, daß nördlich der Donau, aber auch nördlich der Karpaten viele Gräberfelder in dieser Zeit aufhören und keine neuen mehr angelegt werden. Es dürfte also zumindest diejenige Schicht, die es sich vorher leisten konnte, sich mit auffälligen Grabbeigaben, Waffenbeigaben, Speisebeigaben, Trachtbestandteilen aus Metall, Fibeln und so weiter begraben zu lassen, zum großen Teil abgewandert sein. Oder sie hat den Status verloren, bei dem man sich so etwas leisten kann. Aber daß ganz Mitteleuropa siedlungsleer geworden wäre, davon kann nicht die Rede sein.

Was ist dann passiert, wenn die ins römische Reich eindringen? Die Leute werden Teil der Armee: Wie veränderte sich dann diese ethnische Wahrnehmung – die Selbstwahrnehmung, die Fremdwahrnehmung? Wann wurden die römisch? (Oder wurden sie überhaupt nicht römisch?) Die Franken haben Sie schon erwähnt: Die Franken werden sprachlich romanisiert, und dem Namen nach wird alles fränkisch. Gibt es Beispiele für komplette Romanisierung? Daß man vielleicht höchstens noch am Namen erkennt, daß das einmal etwas Anderes war?

Romanisierung

Ja, natürlich. Das dauerte meistens relativ lang, vor allem wenn es eine ganze Gruppe betrifft, die auch politisch aktiv war. Allerdings änderte sich durch den Verfall des Imperiums im Westen auch die römische Identität. Aber die Goten sind letztlich in einem komplizierten Prozeß Spanier geworden, die Langobarden Lombarden und Italiener. Diese Prozesse verliefen nicht linear, die Ergebnisse konnten unterschiedlich sein, mehrfache Zugehörigkeiten waren möglich. Es dau-

erte meistens ein paar Jahrhunderte, bis die germanischen Sprachen tatsächlich verschwanden. Das kann man sprachwissenschaftlich zum Beispiel daran festmachen, daß zwar noch germanische Personennamen gegeben wurden, aber aus der Bildung dieser Namen erkennbar wird, daß man die Regeln nicht mehr kannte und daher die »eigene« Sprache offensichtlich nicht mehr sprach. Es wurde lang versucht, mit symbolischen Unterscheidungen, wie weiterhin germanische Personennamen zu verwenden, ein gewisses Distanzbewußtsein aufrechtzuerhalten. Ein gutes Beispiel sind die Langobarden in Süditalien, die ja bis ins 11. Jahrhundert unabhängige Herzogtümer und Fürstentümer hatten und dort besonders versuchten, ihre langobardische Identität herauszuhängen, obwohl sie vollkommen romanisiert waren.

Wie lange sprachen die noch Langobardisch? Gekommen sind sie im späten 6. Jahrhundert, und man kann davon ausgehen, daß im Lauf des 9. Jahrhunderts das Langobardische dann wirklich verschwunden ist.

Wie soll man sich diesen Vorgang vorstellen? Wenn man in der römischen Armee dient, wird man mit Latein konfrontiert und übernimmt das wahrscheinlich leicht. Aber wie geht es weiter? Ist das so eine offene Gesellschaft, die gar nicht so sehr unter sich bleibt, daß man diese romanischen Einflüsse leicht aufnehmen kann?

Daß man sich einer bestimmten Gruppe zugehörig fühlt, schließt keineswegs aus, daß man sehr viele kulturelle Praktiken und Inhalte annimmt, die eigentlich von woanders her kommen. Diejenigen, die einen starken germanisch-römischen kulturellen Gegensatz angenommen haben, hatten immer das methodische Problem, daß wir über Religion, Recht oder soziale Beziehungen der kaiserzeitlichen Germanen sehr wenig wissen. Alles, was wir in den nachrömischen Königreichen dann finden, etwa im Recht, sind dann schon hybride oder neue Formen, zum Beispiel die lateinischen Gesetzbücher, die teils germanische Rechtsausdrücke enthalten. Die einzigen Gesetze in einer germanischen Sprache sind die angelsächsischen; doch beginnt das älteste Gesetzbuch König Aethelberts mit einem Gesetz über den Schutz des Kirchenbesitzes. Die »Leitkultur«, um ein ideologisch etwas zwielichtiges Wort aus der jüngeren Diskussion zu verwenden, war halt christlich-spätromisch, die Zuwanderer wurden alle relativ bald Christen und dadurch bis zu einem gewissen Grad akkulturiert.

In der materiellen Kultur sind solche Einflüsse leicht vorstellbar.

Ja, wobei auch da sehr unterschiedlich ist,



was angenommen wurde und was nicht angenommen wurde. Vieles ist auch verschwunden. Es wurden zum Beispiel keine lebensgroßen Statuen mehr aufgestellt, und die Verwendung der sehr hochentwickelten *terra sigillata*-Keramik hörte zwar nicht mit einem Schlag auf, ging aber langsam zurück. Auf der anderen Seite gibt es durchgehend Glasgefäße, die man auch als Grabbeigabe zum Beispiel bei den Franken immer wieder findet – die gaben gern alle möglichen gläsernen Gefäße auch ins Grab mit. Das heißt, man suchte sich ein bißchen eklektisch aus, was einem paßte und was einem nicht paßte.

Und die Sprache?

Da gab es sicher eine längere Phase, in der man eigentlich bilingual war. Die Attraktivität der lateinischen Sprache lag darin, daß sie sowohl die Schriftsprache, Staatssprache, Literatursprache war als auch die Sprache, die von der ganz großen Mehrheit der Bevölkerung gesprochen wurde. Sie hatte Prestige, und man konnte sie gut brauchen, um sich mit den Untertanen zu verständigen. Es war also doppelt ungeschickt, sie nicht zu können. Es war auch die Sprache, die in der römischen Armee gesprochen wurde – jeder, der dort Erfahrungen sammelte, konnte die

Links: Fränkisches Glas: Fränkischer Rüsselbecher, 6. Jahrhundert. Museumszentrum Burg Linn. © Hartmann Linge, Wikimedia Commons, CC-by-sa 3.0 – Rechts: Langobardische Kunst in Süditalien: Verkündigung an Zacharias. Fresko, S. Sofia, Benevent, Ende 8./Anfang 9. Jahrhundert. Bild: wikimedia commons

wichtigsten zweihundert Worte ...

Das ist klar. Wo man es braucht, übernimmt man eine Sprache leichter. Aber es war ja insofern eine besondere Situation, als man eigentlich ja die Oberschicht bildete.

Ja.

Wieso schaffte es die Oberschicht nicht – oder wollte sie es gar nicht? – dem Rest der Bevölkerung ihre Kultur hinaufzudrücken?

Weil das auch keine geschlossene Kultur war. Die Versuche zu rekonstruieren, was wirklich »germanische« oder fränkische Kultur im 5. oder 6. Jahrhundert war, scheitern bald, weil da nicht soviel erhalten ist. Wir können zwar vieles voraussetzen – sicher hat es Heldenlieder, Sagen, Epen und so weiter gegeben –, aber interessanterweise hat das wenige Leute so interessiert, daß sie sich darüber überhaupt geäußert hätten. Nibelungen, Hunnen, Attila – irgendwie müssen sich diese Motive erhalten haben, aber als kultureller Inhalt hatten sie offensichtlich nicht das Prestige, um von der gesamten Gesellschaft wahrgenommen und bewußt gepflegt oder propagiert zu werden. Da gibt es wirklich eine ganz erstaunliche Lücke in der Überlieferung oder auch nur bei den indirekten Hinweisen vor circa 800, was diese zunächst mündlich tradierten literarischen Formen betrifft. In Anbetracht der Vielfalt schriftlicher Zeugnisse von damals, die keineswegs nur von hochnäsigen klassischen oder christlichen Gelehrten stammen, sondern eine große Bandbreite an Lebensformen wiedergeben, wundert man sich, daß solche Sachen eigentlich gar keine Rolle spielen. Am Karolingerhof wurde es dann wieder bewußt aufgegriffen und gepflegt. Karl dem Großen war das ein Anliegen, und der gab auch die Anordnung, das zu sammeln und zu pflegen. Im 9. Jahrhundert gibt es dann auch einige Intellektuelle, die plötzlich nicht mehr verstehen, wieso man keine germanische Schriftsprache hat, und die bewußt Dinge auf Althochdeutsch übersetzen. Aber so etwas fehlt komplett aus den etwa vier Jahrhunderten davor.

Liegt der unterschiedliche Grad der Romanisierung in den verschiedenen Gebieten daran, daß sie schon in der römischen Zeit nicht



komplett romanisiert waren? Der Donauraum zum Beispiel? Oder England?

Das ist sicher so. Die Romanisierung war sicher sehr unterschiedlich. In England wohl weniger tiefgreifend. Da täuschen auch die vielen Museen mit ihren immer gleichen Öllämpchen und Inschriften und Statuen, so wie Carnuntum und den ganzen Rhein und der Donau entlang, weil diese Grenze, die Limeszone, eigentlich eine Zone der besonders intensiven Romanisierung war, während das Hinterland möglicherweise weniger romanisiert war. Die Städte waren sicher stärker romanisiert als die ländlichen Gegenden, über die wir auch wenig wissen. Es ist vielleicht paradox, daß in dieser Bevölkerungsmehrheit der nachrömischen Königreiche oft die Romanisierung erst zum Abschluß kommt, weil die Herrschaft einer ethnisch unterscheidbaren Elite bei den Be-

herrschten ein gewisses Gemeinschaftsgefühl schafft, das vorher nicht da war.

Aber daß es in einem Gebiet wie dem Donauraum nicht erhalten geblieben ist?

Bei uns ist es insofern anders, als an der Donau unterhalb der Enns die gesamte römische Infrastruktur verfallen ist. Dazu ist es dadurch gekommen, daß unter Odoaker Ende des 5. Jahrhunderts die Romanen zwangsweise nach Italien abgesiedelt worden sind, und in Binnennoricum (also Kärnten vor allem) dadurch, daß die slawische Besiedlung und Machtübernahme um 600 zum Verfall der gesamten römischen und christlichen Infrastruktur geführt hat.

Gleich dazu: Wie weit liegen die wirtschaftlichen Veränderungen direkt an den ethnischen Transformationsprozessen? Wären sie auch sonst unvermeidlich gewesen?

Wirtschaftliche Veränderungen



Langobardische Kunst: Links: S. Sofia, Benevento, 8. Jahrhundert, Innenraum. – Rechts: Chorschranke mit Pfauen aus dem Oratorium S. Michele alla Pusterla, Pavia. Anfang 8. Jahrhundert. Pavia, Museo Civico Malaspina. Bilder: Maria Giovanna Arcamone, *Magistra barbaritas. I barbari in Italia*, Milano 1984, wiki-media

Das ist auch eine Diskussion, die wahrscheinlich nie aufhören wird, in der es sehr verschiedene Interpretationen gibt. Letztlich geht es um die Erklärung, wie historische Veränderungen überhaupt zustandekommen. Man kann es sich einfach machen und sagen, daß immer viele Faktoren zusammenwirken müssen, damit so eine nachhaltige historische Veränderung möglich ist, oder man kann doch das eine oder das andere vorziehen. Ich gehöre zu denen, die meinen, daß die Migrationen mit den militärischen Verschiebungen und Herrschaftsveränderungen nicht die letzte Erklärung sein können, sondern daß sich in Rom selbst etwas geändert haben muß, was dazu geführt hat, daß solche Dinge erst eine solche Auswirkung haben konnten. Es ist ja auch nicht so, daß es den einen und einzigen Untergang des römischen Reichs gab, sondern es gab mindestens vier: Der erste ist derjenige, von dem meistens geredet wird, das Ende des weströmischen Reiches und die Gründung

der Barbarenreiche; der zweite ist die slawische Expansion in den Ostalpen- und in den Balkanraum, die ganz anders und ohne große militärische Auseinandersetzungen abläuft und bei der man eigentlich nicht genau weiß, wieso bis hinunter auf die Peloponnes fast die gesamte Balkanhalbinsel plötzlich slawisiert ist; drittens die islamische Eroberung im Osten und in Nordafrika, wieder ein ganz anderer Ablauf; und viertens der Rest von Byzanz, der noch jahrhundertlang römisch bleibt, wo ein Kaiser dem anderen folgt und wo aber auch grundlegende Veränderungen wirtschaftlicher und kultureller Art stattfinden. Auch das bedarf einer Erklärung, daß zum Beispiel so eine Weltstadt wie Ephesos zu einem kleinen Kaff herunterkommt. Das heißt, es muß einen längerfristigen Prozeß sozialer, wirtschaftlicher, kultureller Veränderungen, Veränderungen der politischen Kultur gegeben haben, aber auch die geschilderte Veränderung im militärischen System, die alle

zusammenwirken.

Liegen Dinge wie der Rückgang der Geldwirtschaft, der Verfall der Verkehrsinfrastruktur an dieser Gründung von separaten Reichen? Daß die Geldwirtschaft auf einen politischen Träger angewiesen ist und die Barbarenstaaten das nicht bieten?

Gar nicht. Die hatten ja sozusagen den Euro, den Goldsolidus als Standard. Die längste Zeit verwenden auch die Barbarenreiche weiterhin die römische Währung, zumindest in den größeren Einheiten, in den Goldmünzen. Es waren auch die politischen Verhältnisse nicht so, daß man ständig im Krieg miteinander gewesen und der Handel aus politischen Gründen unterbrochen gewesen wäre. Da muß man schon eine ganze Reihe grundlegender Veränderungen annehmen, die sowohl nachfrageseitig als auch angebotsseitig wirksam geworden sein müssen. Ein Element war sicher der Verfall der Verkehrswege, die teilweise größere Unsicherheit im Schiffsverkehr, weil es seit der vandalischen Eroberung von Karthago im Jahr 439 im Mittelmeer nicht mehr nur die römische Flotte gegeben hat, die alle Seewege unter Kontrolle hatte. Sicher spielten da politische Veränderungen eine gewisse Rolle, aber zum Beispiel ebenso die Verbreitung des Christentums und die zunehmende Durchsetzung christlicher Standards bei den Lebensweisen – es wird eben auch gegen Luxus gepredigt ...

Das hat gewirkt?

Predigten wirken meistens, wenn sie etwas fordern, was ohnehin naheliegt. Wenn die Dinge teurer geworden und schwerer zu bekommen sind und der Priester jeden Sonntag sagt, daß man das Geld nicht hinausschmeißen, sondern lieber dieser Kirche spenden soll – da war die Kirche schon in den ersten Jahrhunderten nach der Durchsetzung des christlichen Glaubens sehr erfolgreich. Man schätzt, daß im 8. Jahrhunderts bereits ein Drittel des gesamten Grundbesitzes kirchlichen Institutionen gehört hat. Diese Mittel wurden auch wieder investiert, aber eben in andere Dinge: zahllose Kirchen und Klöster, kostbare Meßgewänder und liturgische Geräte, Kerzen und Weihrauch, besonders halt-



bares Pergament (statt Papyrus aus Ägypten) für eine Flut religiöser Schriften und vieles andere, was uns seit damals vertraut ist. Wir würden vielleicht lieber wie im Altertum frivole antike Romane lesen, die in christlicher Zeit nicht mehr kopiert wurden, über ein repräsentatives Forum flanieren und aus stilvollen Terra sigillata-Schüsseln essen. Aber für den Wandel der kulturellen Standards sind kaum die Barbaren verantwortlich zu machen.

Heißt das, daß die größere Bedeutung der Subsistenzwirtschaft daher kommt, daß die Märkte aus verkehrstechnischen und logistischen Gründen an Bedeutung verlieren? Oder gibt es so etwas wie eine »Wirtschaftskultur«, die Subsistenzwirtschaft als Standard betrachtet, weshalb der Markt verschwindet? Ist die Subsistenzwirtschaft das Primäre, oder ist sie eine Folge von etwas, was sich aus anderen Gründen ergibt?

Mir gefällt der Begriff »Wirtschaftskultur« gut, und das paßt sicher, wobei es noch einen Gesichtspunkt gibt, den man nicht vergessen sollte: Es waren ja wie in allen vormodernen Gesellschaften 90 Prozent der Bevölkerung oder mehr damit beschäftigt, einfach die notwendigen Lebensmittel herzustellen. Die Agrarwirtschaft war relativ unproduktiv, und sehr viele Leute mußten sehr viel arbeiten dafür, daß eine kleinere Gruppe von Leuten überhaupt nicht in dieser Subsistenzproduktion tätig sein mußte. Was man dann in dem Sektor tut, in dem es möglich ist, ein Leben ohne Anbau von Lebensmitteln zuzubringen, ist dann die Frage. Sehr wahrscheinlich hat die spätrömische Gesellschaft permanent die produktive Grundlage überfordert und mit steigenden Steuern die Existenz aller möglichen Bevölkerungsgruppen (zumindest im Fall von Mißernten und ähnlichen Problemen) bedroht. Das heißt also, um noch einmal auf die Kirche zurückzu-

kommen: Wenn es jetzt Tausende und Abertausende Mönche gibt, die zwar nicht allzuviel brauchen, aber meist selber nichts anbauen, was trotz des hl. Benedikt in der Zeit der Spätantike das Gängige war, wenn es einen riesigen kirchlichen Apparat gibt, in dem hochgestellte Herren mit gewissen Ansprüchen gut versorgt werden müssen, dann ist das gesamtwirtschaftlich gesehen eine riesige Ausgabe. Zusätzlich muß man sich alle diese Soldaten leisten, die hohes gesellschaftliches Gewicht bekommen und sich, vor allem in den höheren Rängen, günstige Konditionen herausverhandeln können. All das muß von irgendwo abgezogen werden, was gesellschaftlich als nicht so mehr wichtig wahrgenommen wird.

Ist der Unterschied dann gar nicht so groß?

War es so, daß statt römischen Senatoren und der *plebs* der Stadt Rom jetzt Soldaten und Mönche alimentiert wurden?

Das kann man so sagen, wobei natürlich Soldaten immer alimentiert worden sind, so wie auch eine gewisse Anzahl von Priestern der klassischen Religion. Aber da war, glaube ich, das Christentum anspruchsvoller.

Oder ist es ein Urbanisierungs- oder genauer De-Urbanisierungsproblem?

Das wird natürlich dann zum Selbstläufer, wenn das Interesse an gewissen Handelswaren abnimmt. Die antiken Städte haben tausend Jahre lang auch dadurch funktioniert, daß es eine Gruppe von sagenhaft reichen Händlern gab, die ein Interesse an der Erhaltung der urbanen Infrastruktur hatte. Die meisten Investitionen in die urbane Infrastruktur erfolgten im klassischen Altertum ja durch private Sponsoren und nicht durch den Staat. Wenn bei diesen Händlern die Geschäfte schlechter gehen und die dann auch anfangen, ihr Geld in Landgüter zu investieren, die zwar ein weniger glorioses, aber sicheres Einkommen ermöglichen, dann setzt

das eine Spirale in Gang. Dann hören Produktionen auf, weil es keinen Absatz dafür mehr gibt, die Handelswege und Häfen verfallen, weil sie nicht mehr so wichtig sind, die Schiffseigner kommen unter Druck, und so weiter. Solche ökonomischen Effekte, die letztlich teilweise aus Mentalitätsänderungen kommen, aus Änderungen der wirtschaftlichen Kultur, Änderungen der Ansprüche, aber auch aus politischen Problemen, Bevölkerungsrückgang, Umweltproblemen, bekommen dann eine Dynamik, die keiner mehr unter Kontrolle hat. Solche makroökonomischen und gesamtgesellschaftlichen Veränderungen haben nicht einmal wir heute unter Kontrolle. Auch deswegen ist die Völkerwanderungszeit für uns lehrreich, weil wir daraus viel über die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Faktoren grundlegenden gesellschaftlichen Wandels erfahren können.

Vielen Dank.

Anmerkungen

1. Herwig Wolfram, How many peoples are (in) a people?, in: Walter Pohl/Clemens Gantner/Richard Payne (Hg.), *Visions of Community in the Post-Roman World. The West, Byzantium and the Islamic World, 300–1100*, Farnham/Burlington 2012, 101–08. Allgemein zum Thema: Walter Pohl, *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration*, Stuttgart u. a. 2005.
2. Die Beiträge sind publiziert in: Walter Pohl/Bernhard Zeller (Hg.), *Sprache und Identität im frühen Mittelalter*, Wien 2012.

Das Interview führte Michael Pammer.

Univ. Prof. Dr. Walter Pohl, Institut für Mittelalterforschung, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wohllebengasse 12–14, 1040 Wien, Institut für Geschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, walter.pohl@oeaw.ac.at